



**Indien:**  
Esran tankt  
Selbstbewusstsein

Seite 4

**Nepal:**  
Ärzte retten  
kleines Mädchen

Seite 12

**Sambia:**  
Blick geht zurück  
und nach vorn

Seite 18/22/24

## Indien

- 4 Starke Frauengruppen:  
Ein Lächeln am Straßenrand
- 8 Gesundheit: Assam plant neues Zentrum
- 10 Weihnachten im Spiegel indischer Kunst

## Nepal

- 12 Hospital Chaurjahari:  
Warten auf ein Wunder
- 16 Internatsprojekt:  
Keine Schule weit und breit

## Sambia

- 18 Rückkehr nach acht Jahren:  
Alte Bekannte und neue Farbtupfer
- 22 Ehepaar Röhrig geht:  
»Thank you, Mr. Peter!«
- 24 Neue Leitung in Lusaka: Erst mal zuhören

## Deutschland

- 28 Lichterkette gegen Armut

## Rubriken

- 2 Editorial
- 3 Andacht
- 7/21 Was macht ...?
- 26 Ideen & Aktionen
- 29 Kurznachrichten
- 31 Impressum
- 32 Projekt



4



12



18



26

**Titelbild:** Gestärkt durch die Frauengruppe: Esran lächelt selbstbewusst. Mehr: Seite 4 (Foto: Jutta Klimmt)

## Liebe Leserinnen, liebe Leser,



können Sie sich das vorstellen? Hier in Deutschland in Ruhestand gehen – und dann in der Ferne, in Afrika, eine neue Aufgabe beginnen, die Einsatz rund um die Uhr erfordert. Sich einlassen auf eine andere Mentalität; bereit sein, tagtäglich unvorstellbarer Armut zu begegnen und gegen diese anzukämpfen ...

Anfang November sind Eva Schindling und Wolfgang Bohleber nach Sambia ausgereist, eigentlich beide gerade frisch im Ruhestand – und doch auch wieder nicht. Im Gegenteil! Denn das Paar löst in Lusaka Brigitte und Peter Röhrig ab, die dort über vier Jahre hinweg die Gossner-Arbeit gelenkt und begleitet haben – voller Hingabe, voller Power, voller Leidenschaft! Nun kehren sie nach Deutschland zurück – voller Wehmut! Wie schwierig es ist, in einem Land wie Sambia Projekte und Programme zu planen und umzusetzen; wie viel Einfühlungsvermögen nötig ist, wie viel Durchsetzungskraft auch; welch langen Atem man haben muss und welche Geduld, das können sicherlich am besten jene einschätzen, die früher vor der gleichen Aufgabe standen. So trifft es sich gut, dass mit Hermann Rodtmann ein früherer Sambia-Mitarbeiter zu Wort kommt: »Echt gut geworden!« So bilanziert er heute die aktuelle Arbeit dort. Die Gossner Mission dankt an dieser Stelle allen früheren und heutigen Mitarbeiter/innen für ihren Einsatz.

Apropos: Von ihrem Einsatz in Nepal im Missionshospital Chaurjahari berichtet wieder Dr. Elke Mascher; und aus Indien meldet sich u.a. Idan Topno mit einer eindrücklichen Geschichte zu Wort.

Mit diesem anregenden Lesestoff wünschen wir Ihnen eine gesegnete Adventszeit und hoffen, dass Sie unsere Arbeit auch weiterhin begleiten und unterstützen.

Ihre **Jutta Klimmt**

Spenden bis 30.09.2009:  
Spendenansatz für 2009:

188.466,85 EUR  
300.000,00 EUR

# Worauf warten wir?

**Siehe Dein König kommt zu Dir, ein Gerechter und ein Helfer (Sacharja 9.9)**

Haben wir diese Antwort erwartet? Im September war Bundestagswahl. Auf Plakaten, in Fernsehsendungen, in Wahlveranstaltungen wurde uns zuvor gesagt, worauf und auf wen wir warten sollen. Versprechen wurden gemacht, aber eine Vielzahl der Wähler kann den Versprechungen nicht mehr glauben. Resignation ist die Folge. Doch wissen wir alle, dass dies keine Lösung unserer Ängste und Erwartungen ist. Bei der Wahl haben die Menschen zum Ausdruck gebracht, welche Parteien die wichtigsten Erwartungen verstanden und ihre Erfüllung zugesagt haben und wem sie das Gelingen zutrauen.

Aber die Frage lässt mich nicht los. Worauf sollen wir warten? Auf mehr Wohlstand für alle? Doch was heißt das? Haben wir auch unsere nahen und fernen Nachbarn dabei im Blick, also z. B. den Konkurrenten am Arbeitsplatz oder die Afrikaner, die in unser »gelobtes Land« eindringen wollen und auf unsere Kosten Sozialleistungen in Anspruch nehmen?

Je nach Situation und Notlage der Einzelnen oder auch Gesellschaften und Völker werden unterschiedliche Erwartungen ausgesprochen. Gibt es etwas, was für alle Menschen in Ost und West, Nord und Süd gilt, etwas, was wir alle vermissen und doch so nötig brauchen?

Bereits vor über 2500 Jahren hat der Prophet Sacharja nach

der Heimkehr der entführten Israeliten aus der babylonischen Gefangenschaft eine Vision gehabt, die sich – so bezeugen es die Evangelisten – ca. 500 Jahre später mit der Geburt Jesu erfüllt hat. Mit ihm ist der gekommen, auf den die Menschheit gewartet hat, der das Reich Gottes eröffnet, in dem neue Regeln und Maßstäbe gelten sollen. Jesus lebt das, worauf es ankommt: Gerechtigkeit, Versöhnung und tätige Liebe, die sich für den nahen und fernen Menschen mitverantwortlich weiß.

Worauf warten wir? Wird es nicht deutlich an dem, was wir beklagen? Die herrschende Ungerechtigkeit, die wir in unserem Alltag erleben bei der unterschiedlichen Behandlung und Besoldung von Männern und Frauen; bei der Verteilung der Güter, wenn die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden; bei der Erziehung, wenn man alle Kinder gleich behandelt und dabei doch nicht der besonderen Veranlagung eines Kindes gerecht wird; oder im heute nicht mehr wegzudenkenden globalen Umfeld, wo wirtschaftliche Konkurrenz Ungerechtigkeit produziert? Ungerechtigkeit führt zum Unfrieden und zerstört die Gemeinschaft. Ja, sie kann zum revolutionären Aufstand führen.

Es ist deutlich: Eine große Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Frieden herrscht unter uns. Wie kann sie gestillt werden?



Hier macht es Sinn, auf die Vision des Propheten Sacharja zu hören. Ich verstehe sie als Einladung. Sacharja lädt uns ein, auf den von Gott bevollmächtigten Jesus von Nazareth zu hören und ihm zu folgen. Warum? Er schafft erst die Voraussetzung dafür, dass Gerechtigkeit unser Leben bestimmen kann, nämlich durch die Erkenntnis der eigenen Ungerechtigkeit als Schuld. Schuld fesselt. Vergebung befreit!

Darum wurde Jesus gesandt, um uns von unserer Schuld zu befreien. Ein großes Angebot Gottes, unsere Begnadigung! Sie führt zur Versöhnung.

Dies ist der realistische Weg zum Frieden durch Gerechtigkeit und Versöhnung. Leben in Gerechtigkeit und Frieden braucht Mehrheiten, viele begnadete Menschen, die Gerechtigkeit praktizieren, weil sie sich von Gott angenommen wissen und mit neuem Selbstbewusstsein zum Wohl der Allgemeinheit Verantwortung übernehmen. Das ist Sinn und Auftrag von Mission.

**Prof. Dr. Hans Grothaus,  
Ehrenkurator  
der Gossner Mission**

Indien

# Ein Lächeln



# cheln am Straßenrand

## Selbsthilfegruppen: Frauen stärken und Armut bekämpfen

Arm und sozial isoliert: So lebte Esran noch vor zwei Jahren. Heute lächelt sie die Passanten freundlich an, besucht den Gottesdienst und hat manche Freundin gewonnen. Das Geheimnis: eine Frauen-Selbsthilfegruppe. Solche eigenständigen Initiativen, die die Armut der Adivasi verringern sollen, werden von der Gossner Kirche zunehmend gefördert.



Täglich steht Esran mit ihrem kleinen Verkaufsstand in Ranchi unter einem Baum am Straßenrand. Sie verkauft kleine Snacks, die besonders die Schulkinder auf dem Campus der Gossner Kirche sehr mögen. Der kleine »Imbisswagen« ist die einzige Einkommensquelle der Familie. Esrans Ehemann hilft mit, indem er die Zutaten auf dem Markt einkauft und manchmal auch am Stand mit anpackt.

Esran ist Mitglied der zentralen Gemeinde der Gossner Kirche in Ranchi, doch am Gemeindeleben hat sie früher nie teilgenommen. Aus armen Verhältnissen kommend und dem Druck

des täglichen Überlebenskampfes ausgesetzt, blieb ihr nicht viel Zeit für soziale Kontakte, geschweige denn, sich im Rahmen kirchlicher Gemeinschaftsaktivitäten zu engagieren. Die Monotonie des Arbeitsalltags bestimmte ihr Leben und isolierte sie weitgehend. Und auch gesundheitlich ging es ihr oftmals nicht gut.

Das war Esran vor etwa zwei Jahren. Heute besitzt sie noch immer ihren Imbisswagen und verkauft ihre selbstgemachten kleinen Snacks, aber dies mit einem großen Unterschied: Einige Frauen aus der Gemeinde sprachen sie an und ermutigten sie, einer neu gegründeten Selbsthilfegruppe (Self-Help-Group) beizutreten, wo sie während der wöchentlichen Treffen mit anderen Frauen wenigstens ab und zu den Alltagsorgen

**So dicht umlagert ist der Verkaufsstand nur an Festtagen: Esran und ihr Mann verkaufen kleine Gemüse-Snacks.**

entfliehen kann. Darüber hinaus halfen ihr die Frauen auch in einer schweren persönlichen Krise.

Denn Esran erkrankte schwer, konnte aber die Behandlungskosten nicht aufbringen. Zu den Besonderheiten ihrer Gruppe aber gehört die Kleinkreditvergabe. Die Frauen zahlen regelmäßig einen kleinen Betrag in die Kasse ein, so dass es Einzelnen möglich wird, in Notlagen oder bei geplanten Investitionen einen Kredit aufzunehmen. Auch Esran lieh sich von der Gruppe eine kleine Summe, die es ihr möglich machte, den dringend notwendigen Krankenhausaufenthalt zu bezahlen. Vielleicht beinahe ebenso wichtig für ihre Genesung war die moralische Unterstützung durch die Frauen, die sie besuchten und bei ihren wöchentlichen Treffen für Esrans Gesundung beteten.

Es könnten viele ähnliche kleine Erfolgsgeschichten erzählt werden aus den verschiedenen Selbsthilfegruppen der Gossner Kirche. Bekräftigen, stärken, Mut machen – oder »Empowerment« – so lauten die Schlüsselworte. So hat die Frauenbeauftragte der Gossner Kirche erfolgreich viele Gruppen in und um Ranchi ins Leben gerufen, die sie betreut. Einige Frauengruppen haben kleinunternehmerische Aktivitäten begonnen wie Anbau und Vermarktung von Pilzen, Herstellung von Kerzen, Näh- und Stickarbeiten und anderes.

Auch das Missionszentrum der Gossner Kirche (Human Resources Development Center, HRDC) arbeitet daran, vermehrt solche Selbsthilfegruppen



**Wäsche waschen am öffentlichen Brunnen: Esran und ihre Familie leben von**

zu initiieren, damit vor allem die Menschen auf dem Lande zu mehr Eigeninitiative und Kleinunternehmertum finden. Ziel ist, die allgemeine Armut zu verringern. Auch hier bildet die Förderung der Frauen einen

besonderen Schwerpunkt: In den acht Missionsfeldern des HRDC unterstützen die Dorfdiakone die Frauen darin, kleine Unternehmen aufzubauen. Das HRDC unterhält zudem ein Berufsbildungszentrum



dem, was der Imbissstand einbringt.

(Vocational Training Centre) in Ranchi, in dem Frauen in verschiedenen praktischen Fertigkeiten unterrichtet werden. Die Selbsthilfegruppen werden fachlich betreut. So wird den einzelnen Frauen etwa dabei

geholfen, ein eigenes Bankkonto einzurichten und eigene Ideen für Einkommen schaffende Tätigkeiten zu entwickeln. Die regelmäßigen Treffen der Frauen bieten Gelegenheit, über Themen wie Gesundheit, Kindererziehung, Hygiene etc. zu sprechen. Natürlich trägt all dies nicht eben dazu bei, die Arbeitslast zu verringern. Doch nun organisieren sich die Frauen selbst, wodurch ihr Selbstbewusstsein gestärkt wird – und das ist wichtig, um den Fesseln des monotonen Alltags etwas entgegensetzen zu können.

Die Kirche als Initiator der Selbsthilfegruppen ermutigt die Frauen auch, aktiv an kirchlichen Aktivitäten teilzunehmen. Ein besonderes Merkmal dieser Gruppen ist die Verwurzelung im christlichen Glauben, die unter anderem im gemeinsamen Singen und Beten Ausdruck findet. Einige Gruppen tragen Namen biblischen Ursprungs wie »Tabita«, »Shalem« oder »Naomi« oder Namen mit christlicher Symbolik wie »sakshi« (Zeuge), »Mahima« (Herrlichkeit) oder »Ashishan« (gesegnet).

»Es hat sich so vieles in meinem Leben verändert!«, lächelt Esran. »Ich bin gesund, mir geht es gut; und heute bleiben viele Frauen an meinem Stand stehen und nehmen sich Zeit für ein Gespräch.«

**Idan Topno,**  
stellvtr. Direktorin  
des HRDC in Ranchi

## Was macht eigentlich ...

### das Hausmädchenprojekt?

**Mary Purti**  
antwortet:



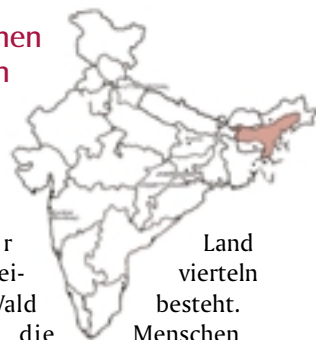
Noch immer werden Tag für Tag blutjunge Adivasi-Mädchen mit falschen Versprechungen in die indischen Großstädte gelockt. Doch diese Vergehen werden nun – so besagt es ein neues Gesetz – als eine Form des Menschenhandels und des organisierten Verbrechens angesehen, und die Schlepper sollen verfolgt und vor Gericht gestellt werden. Das grundlegende Problem allerdings besteht weiterhin: Die Mädchen sind meist Adivasi; ihre Familien gehören zu den in Indien verachteten Ureinwohnern, die bitter arm sind und die hoffen, dass ihre Töchter in der Fremde Geld verdienen. Aber ihre Hoffnung wird enttäuscht; die Mädchen müssen als Hausangestellte in den Metropolen für einen Hungerlohn schuften, sie werden geschlagen, missbraucht und oft gewaltsam festgehalten. Diesen Mädchen nimmt sich unsere Gossner-Kirchengemeinde in Neu Delhi an; wir beraten sie, wir gehen mit ihnen zum Anwalt, wir kämpfen gemeinsam mit ihnen dafür, dass sie tatsächlich ihren Lohn erhalten. Für diese Arbeit sind nach unserem Spendenaufruf im Frühjahr **bis zum 30. September 18.900 Euro** bei der Gossner Mission eingegangen. Diese Spenden machen es uns möglich, auch weiterhin Sozialbetreuerinnen zu bezahlen, Notunterkünfte bereitzustellen, juristische Beratung in Anspruch zu nehmen und vieles mehr. Im Namen der Mädchen und im Namen unserer Kirchengemeinde möchte ich Ihnen für Ihre Unterstützung ganz herzlich danken!



# Gesundheit!

## Hygiene, Vorsorge, Behandlung: Assam plant neues Zentrum

Sauberes Trinkwasser? Impfungen? Früherkennung? Für viele Menschen in Indien sind das Fremdwörter. Im Bundesstaat Assam ist die Lage in den abgelegenen Dörfern besonders schwierig. Die Gossner Kirche plant daher ein neues Gesundheits- und Gemeinwesenzentrum.



Es ist die kalte Jahreszeit. In der Bahn niest jemand. Höflich wünscht man sich Gesundheit. Aber was wünschen wir uns da eigentlich genau? »Gesundheit – ein Zustand des vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlergehens und nicht nur das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen.« So definiert die Weltgesundheitsorganisation (WHO) Gesundheit. Menschen sind soziale Wesen. Wenn wir uns an die Beschreibung der WHO halten, dürfte ein Mensch krank sein, wenn ihm körperlich, geistig und in seinen sozialen Beziehungen nicht wohl ist.

Wer Gesundheit unterstützen will, muss sich demzufolge für den ganzen Menschen einsetzen, auch für die Gemeinschaft, in der ein Mensch lebt. Dies scheint besondere Berücksichtigung zu finden in einem Antrag, den der Bischof der Gossner Kirche von Assam, Barnabas Terang, uns schrieb:

»Liebe Schwestern und Brüder. Ich schreibe Ihnen aus Karbi Anglong in Assam. Die Region, in der wir leben, ist etwas Besonderes in Indien. Nicht nur, dass sich im südlichen Bereich des Brahmaputra-Flusses wunderschön die Berge erstrecken

und unser Land zu Dreivierteln aus Wald besteht. Auch die Menschen sind anders als in weiten Teilen Indiens. Sie stammen von Völkern der Mongolischen Steppe ab, sprechen eine eigene Sprache und haben eine eigene Kultur. Nur 25 Prozent von ihnen sind Christen. Die meisten gehören einer Naturreligion an, in der die Natur göttlich verehrt wird. Sie verehren die Sonne, den Mond, den Fluss, die Bäume ...

Leider kann nur jeder Zweite lesen und schreiben. Da die

Bildungsmaßnahmen des Staates kaum in den ländlichen Bereich vorgedrungen sind, glauben viele Menschen, Krankheiten würden durch Götter hervorgerufen. Dieser Aberglaube bedeutet, sich seinem Schicksal zu ergeben, wenn man zum

sen, was es heißt, sauberes Trinkwasser zu haben. Sie müssen wissen, was nach der Geburt eines Kindes zu beachten ist. Weitere Beispiele ließen sich anführen. Aus diesem Grund planen wir nun das »Margareth Community Health Center«.

**» Viele Krankheiten wären unter besseren hygienischen Bedingungen vermeidbar. Wir müssen also die dörflichen Strukturen ändern. «**

Barnabas Terang, Bischof der Gossner Kirche

Beispiel Malaria hat, die doch größtenteils heute heilbar ist.

Neben Schulen fehlt auf den Dörfern auch eine angemessene medizinische Versorgung. Deshalb sind wir überzeugt, dass wir als Kirche handeln müssen. In meiner Diözese liegt eine Gesundheitsstation, eine so genannte »Dispensary«. Sie sichert die medizinische Grundversorgung der Menschen. Gott hat uns zwei tüchtige Mitarbeiter für diese Gesundheitsstation geschenkt, Jeena Terangi und Joseph Bey. Mit ihnen wollen wir es wagen, diese Gesundheitsstation zu einem Gemeinwesenzentrum auszubauen, das sich auch Grundfragen der medizinischen Bildung widmet.

Wir sind überzeugt, dass dies ein guter Ansatz ist. Denn viele Krankheiten wären unter besseren hygienischen Bedingungen vermeidbar. Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass wir die dörflichen Strukturen ändern müssen. Die Menschen müssen wis-

sen, was es heißt, sauberes Trinkwasser zu haben. Sie müssen wissen, was nach der Geburt eines Kindes zu beachten ist. Weitere Beispiele ließen sich anführen. Aus diesem Grund planen wir nun das »Margareth Community Health Center«.

rum wollen wir so genannte »Gesundheitscamps« in den abgelegenen Dörfern anbieten. Vor allem in der Hauptphase der Malariaerkrankungen wollen wir dort, wo sonst keine Ärzte und Schwestern hinkommen, unsere Hilfe anbieten. Wir planen, mit der Unterstützung der Dorfältesten Seminare durchzuführen, in denen Grundelemente der vor- und nachgeburtlichen Vorsorge, HIV-Aidsaufklärung und der Umgang mit sauberem Trinkwasser vermittelt werden. Außerdem wollen wir den Menschen die umfangreichen Möglichkeiten der natürlichen Medizin vermitteln. Unsere Region Karbi Anglong ist reich an Heilpflanzen, die vielen Patienten helfen könnten.

Für diese drei Ziele haben wir einen Plan für drei Jahre aufgestellt. Etwa 14.000 Euro werden für diese drei Jahre insgesamt benötigt. Einiges sammelt unsere Gemeinde. Doch wir werden für dieses Projekt eure Hilfe benötigen. Deshalb

Drei Ziele haben wir uns gesetzt: Neben der unmittelbaren medizinischen Versorgung in diesem Zent-



**Bischof Barnabas Terang (rechts) im Gespräch.**

bitte ich um eure Unterstützung. Euer Barnabas Terang.«

So weit der Brief. Wir würden uns freuen, wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, dieses Anliegen unterstützen würden. Im kommenden Jahr reist Dr. Sonja Böttcher, unsere ehrenamtliche Beraterin für Fragen der Gesundheit, die bereits beim Aufbau der ersten Gesundheitsstation in Assam dabei war, wiederum für kurze Zeit dorthin, um zu beraten und zu prüfen. Danach werden wir Ihnen Genaueres berichten können. Für die kalte Jahreszeit sei Ihnen jedoch zunächst eines gewünscht: Gesundheit!

**Dr. Ulrich Schöntube,  
Direktor**

**i** **Unser Spendenkonto:**  
Gossner Mission,  
EDG Kiel, BLZ 210 602 37,  
Konto 139 300,  
**Kennwort: Gesundheit  
Assam**



## In Licht und Farbigkeit wird tiefe Freude sichtbar



### Weihnachten im Spiegel indischer Kunst

Weihnachten steht vor der Tür: Wie begehen die Christen in Indien dieses Fest? Wie spiegelt es sich in ihrer Kunst wieder? Dr. Gudrun Löwner, bis 2007 Pfarrerin der Deutschsprachigen Protestantischen Kirchengemeinde in Nordindien, gibt Auskunft.

Christliche Kunst ist in Indien überliefert erst seit der Ankunft der Portugiesen im Jahre 1510 in Goa. Dabei handelt es sich zumeist um Kopien von westlichen Werken und um umfangreiche sakrale Architektur im Stil des indischen Barocks. Indische Stil-Elemente wurden dabei kaum übernommen, höchstens bei der Herstellung von Elfenbeinfiguren, die Maria, Jesus und die Heiligen darstellten.

Ein neues Kapitel in der christlichen Kunst in Indien wurde

1580 aufgeschlagen, als der islamische Mogulherrscher Akbar der Große eine von ihm eingelaufene Delegation von drei katholischen Mönchen an seinem nordindischen Hof in Fatepur Sikri empfing. Als Gastgeschenke brachten sie eine mit Kupferstichen aufwändig illustrierte vier-sprachige Bibel in sieben Bänden mit und eine Kopie des Gemäldes der Madonna »Salus Populi Romani« aus der Borghese-Kapelle der Basilika Santa Maria Maggiore in Rom.

Es ist heute kaum vorstellbar, mit welcher Begeisterung der islamische Herrscher diese Geschenke empfing. Er trug das schwere Bild über seinem Kopf, bis es ihm zu schwer wurde; er küsste es, er verneigte sich davor, und Tausende seiner Untertanen kamen, um es anzusehen. Schon bald glaubten viele Menschen, die Madonna sei wunder-tätig.

Der islamisch-christliche Dialog fand aber nicht nur in Worten statt, sondern vor allem

in der Kunst. Akbar liebte Bilder, insbesondere illustrierte Handschriften, und unterhielt ein ganzes Atelier von Hofmalern, die Manuskripte abschrieben und in einer Art Fließbandarbeit mit Bildern versahen. Einer war für Gesichter zuständig, der andere für den Farbauftrag, der dritte für das Mischen der Farben aus Edelsteinen und natürlichen Stoffen ...

Akbar und später sein Nachfolger Jehangir ließen sich von den Mönchen ausführlich die biblischen Geschichten erklären, die in den Kupferstichen dargestellt waren, und sie gaben ihrem Atelier den Auftrag, Miniaturen zu malen. Außer Madonnen wurden besonders viele Miniaturen mit Szenen der Geburt Christi hergestellt. Der Geist von Weihnachten ist in einer berühmten Miniatur, die nicht nur abgemalt, sondern ein eigenständiges Kunstwerk ist, brillant erfasst. Alle kommen zum Christuskind in den Mogulpalast, die Portugiesen mit ihren Hüten, die Prinzessinnen und die weisen Männer, die die Sterne befragen mit ihren Büchern. Selbst der islamische Herrscher schaut aus einem Bild an der Wand auf das Jesuskind. Die Themen wurden übernommen, aber die Figuren wurden indisch angezogen und in einen indischen Kontext versetzt.

Nach dieser Phase des Dialogs und der nicht geplanten Einheimischung des Christentums in der indischen Kunst kamen die Briten nach Indien. Nun war westlicher Kitsch an der Tagesordnung, der bis heute als Basarkunst den indischen Markt beherrscht. Im Zuge des Kampfes um die nationale Eigenstän-

digkeit Indiens begannen führende Christen jedoch daran zu zweifeln, ob westliche weiße Christusbilder und Weihnachtskarten mit schneebedeckten Tannenbäumen für Indien das Richtige seien. Indische Christen fühlten sich ihrer eigenen Kultur entfremdet. Damals entstanden zwei Bräuche, die bis heute in Indien existieren.

Der erste Brauch ist das Aufstellen von Krippen in einem Stall vor der Kirche, so dass Menschen aller Religionen das Christuskind besuchen können – ohne Schwellenängste. Allorten sieht man teilweise menschengroße Figuren samt Königen und Kamelen, die zur Krippe kommen und viele Menschen aller Religionen, die die Freude über die Geburt des Christuskindes mit den Christen teilen.

Der andere Brauch ist leider nur bei einem kleinen Teil der Christen verbreitet: der Versand von Weihnachtskarten mit der Weihnachtsgeschichte, dargestellt von indischen Künstlern im indischen Kontext. Besonders beliebt sind bis zum heutigen Tag die farbenfrohen Weihnachtskarten der katholischen Nonne Schwester Claire aus Bangalore. Ausgebildet wurde sie von einer bereits verstorbenen französischen Mitschwester, Schwester Geneviève, die bekannt wurde für ihre Bibelillustrationen sowie ihre Fresken in verschiedenen Kirchen. Auf ihren Bildern wird die Weihnachtsfreude deutlich und greifbar. Jesus wird dargestellt als jemand, der in Indien einer der ihren wurde. In der Darstellung fehlt häufig Josef, da Geburt in Indien reine Frauensache ist.



**Eindrückliche Farben bereichern die Bilder von Schwester Geneviève (links) und Schwester Claire (oben).**

Obwohl Schwester Claire sicherlich hundert Weihnachtsszenen gemalt hat, ist jede anders. Ganz selbstverständlich fließen ihr die indischen Marien, Josefs und Jesuskinder aus dem Pinsel. Und die Lichter und die Farbigkeit auf ihren Bildern machen es leicht, die tiefe Freude über die Geburt Jesu auch anderen mitzuteilen.

**Dr. Gudrun Löwner,  
Neu Delhi**

**i** Mehr dazu: Gudrun Löwner, Christliche Themen in der indischen Kunst. Von der Mogulzeit bis heute. Lembeck Verlag, Frankfurt am Main 2009

# Warten auf ein Wunder



## Zwischen Schlangenbiss und Tuberkulose: Schwierigste Bedingungen im Missionshospital

Intensivmedizin unter einfachsten Bedingungen: Im Missionshospital Chaurjahari machen Ärzte und Schwestern die fehlende Technik mit Engagement und Kreativität wett. Als die kleine Bhumi mit einem Schlangenbiss eingeliefert wird, beginnt ein fünf Tage und fünf Nächte dauernder Kampf um ihr Leben.



Eine schwülheiße Nacht mitten im Monsun. Die zehnjährige Bhumi schläft auf einer Matte vor dem kleinen Lehmhaus, in dem sie mit ihrer Mutter, den Großeltern und Geschwistern lebt. Der Vater arbeitet in Indien und kann nur einmal im Jahr nach Hause kommen.

Plötzlich ein brennender Schmerz im linken Ohr, dann im Zeigefinger: Eine Kobra hat zugebissen! Trotz der Dunkelheit und der völlig aufgeweichten Wege bringt die Mutter das Mädchen sofort ins Hospital. Als sie nach zwei Stunden Fußmarsch dort ankommt, ist Bhumi benommen, kann die Augen nicht mehr öffnen und klagt über Schwindel und Kopfschmerzen. Sie erbricht sich und wird innerhalb weniger Minuten bewusstlos. Und dann steht ihr Atem still! Jetzt muss alles ganz schnell gehen.

Dies alles passierte am ersten Morgen nach meinem Eintreffen in Chaurjahari. Wie im vergangenen Jahr war ich wieder für drei Monate in die nepalischen Berge gereist, um die kleine Mannschaft des Krankenhauses zu verstärken. Als ich nun gerufen wurde, hatte Bhumi bereits die volle Dosis Anti-Schlangenserum

**Die Sorge steht ihr ins Gesicht geschrieben: Bhumis Mutter wacht am Krankenbett.**

erhalten. Alles war bestens für die Beatmung und Wiederbelebung vorbereitet. Über eine Plastikkanüle in der Armvene erhielt das Mädchen Flüssigkeit; über einen Plastikschlauch in der Luftröhre wurde sie beatmet. Dazu war ein Oxygen-Konzentrator angeschlossen, eine Maschine, die aus Raumluft Sauerstoff produzieren kann. Und über einen dünnen Katheter, der durch Nase und Speiseröhre in den Magen eingeführt wurde, konnte Bhumis Mageninhalt abgesaugt werden.

Weder die Kollegen noch die Krankenschwestern haben je ein so krankes Kind gesehen. Bhumi ist jetzt tief bewusstlos und hat weite Pupillen, die auf Lichtreize nicht mehr reagieren. Ihr Blutdruck ist niedrig, der Puls sehr hoch. Sie bekommt Krampfanfälle ...

So beginnt unser fünf Tage und fünf Nächte andauernder Kampf um Bhumis Leben. Ein Beatmungsgerät oder irgendwelche Überwachungsgeräte gibt es in diesem entlegenen Teil Nepals nicht. Selbst das Absauggerät für den Luftröhrenschleim sowie der Oxygen-Konzentrator arbeiten nur, wenn der mit Diesel betriebene Generator eingeschaltet ist. Und Diesel ist teuer!

Die ersten drei Tage und Nächte überwacht jeweils ein

Arzt die Kleine. Wir warten geduldig, tun alles, was irgend möglich ist, alle Mitarbeiter beten für sie, und wir hoffen gemeinsam auf ein Wunder! Labormöglichkeiten stehen uns in nur sehr begrenztem Umfang zur Verfügung. So sind der »klinische« Blick und meine zwar schon einige Zeit zurückliegende, aber doch immerhin langjährige Erfahrung in Anästhesie und Intensivmedizin gefragt.

Bhumi zeigt weiterhin keinerlei Atemreize. Eine rechtsseitige



Lungenentzündung und hohes Fieber kommen hinzu. Und trotzdem taucht am Abend des zweiten Tages ein erster Hoffnungsschimmer auf: Die lichtstarrten, weiten Pupillen werden kleiner und reagieren. Magen und Darm sind zwar noch gelähmt, aber am dritten Tag beginnt Bhumi, selber zu atmen.

Als nächstes beginnt sie, mit den Fingerspitzen zu wackeln. Wir freuen uns riesig! Und als wir alle nach fünf Tagen und Nächten Intensiveinsatz am Ende unserer Kräfte sind, öffnet sie die Augen. Das Wunder ist eingetreten! Jetzt geht es stetig voran. Das Fieber geht zurück, und Bhumi ist bald bei klarem Be-



**Stolz auf das neue Kleid, mit dem sie ins neue Leben geht: die Kleine Bhumi. Foto links: Dr. Elke Mascher freut sich mit ihrem Schützling.**

wusstsein. Dann will sie trinken. »Großvater, gib mir deine Wasserflasche!« Das sind ihre ersten Worte an mich. Mit meinen kurzen grauen Haaren und den in Nepal für Frauen ungewöhnlichen Hosen hat sie mich für einen älteren Herrn gehalten ...

Am zehnten Tag setzen wir die Kleine erstmals in den Rollstuhl; am zwölften Tag kann sie alleine sitzen und essen. Und am 16. Tag können wir sie, alleine gehend, aus dem Krankenhaus entlassen. Anlässlich ihres »neuen Lebens« schenke ich Bhumi ein neues Kleid. Und bei uns allen ist die Freude groß.

Eine weitere bewegende Geschichte aus Chaurjahari. In ihrem Mittelpunkt steht Bhagwati, eine 21-jährige Frau, die schwerstkrank von Mutter und Dorfnachbarn ins Hospital gebracht wird. Seit acht Monaten geht es ihr bereits schlecht: Neben Husten, Gewichtsverlust und Fieber leidet sie unter starken Bauch- und Rücken-

schmerzen. Bitter arm, hat sie sich nicht früher ins Krankenhaus gewagt, aus Angst vor den – wie sie dachte – hohen Kosten.

Vor zwei Jahren ist Bhagwati von ihrem Mann verlassen worden. »Der hat eine andere geheiratet und hat Bhagwati völlig mittellos nach Hause geschickt«, erzählt die Mutter wütend. So kehrte ihre damals schwangere Tochter ins Elternhaus zurück. Bhagwati, ihre Mutter und ihre kleine Tochter haben nun oft nicht einmal genug zu essen; an eine Behandlung wagte sie somit nicht zu denken. Einige Dorfbewohner aber konnten das zunehmende Siechtum der jungen Frau nicht mehr mit ansehen und brachten sie ins Hospital.

Bei der Aufnahme wiegt Bhagwati noch dreißig Kilo. Sie spricht nicht mehr, da es sie zu sehr anstrengt und blickt aus ihren großen Augen traurig in die Welt. Der Bauch ist durch eine Wurminfektion aufgetrie-

ben und schmerzt bei Druck, daneben leidet sie unter starker Blutarmut und einer Lungenentzündung. Hinzu kommt eine Nierenbeckenentzündung.

Bhagwati wird hoch dosiert mit Antibiotika behandelt. Zusätzlich erhält sie Wurm- und Schmerzmittel, Vitamine und täglich einen Liter Milch. Sie entfiebert innerhalb von zwölf Tagen, Nierenbecken- und Lungenentzündung klingen ab. Doch wegen der weiter bestehenden Bauchschmerzen ist eine Operation erforderlich, die in einem anderen Krankenhaus durchgeführt werden muss. Dabei stellt sich heraus: Bhagwati hat eine Bauchtuberkulose. Mit deren Behandlung wird nach ihrer Rückkehr nach Chaurjahari begonnen. Es geht Bhagwati nun wieder wesentlich besser, sie isst mit großem Appetit und hat schon vier Kilo zugenommen. Wir alle hoffen sehr, dass sie wieder vollkommen gesund wird.

Bhagwatis zweite große Sorge kann das Hospital ebenfalls zerstreuen: Alle ihre Behandlungs- sowie die Transportkos-



**Bhagwati mit ihrer Tochter: Die 21-jährige hatte sich schon aufgegeben.**

ten in das zweite Krankenhaus werden aus dem Chaurjahari-Wohltätigkeitsfonds beglichen, der von den Spenderinnen und Spendern aus Deutschland aufgestockt wurde. Sie selbst muss keinen Cent dazu zahlen. Dieses Angebot wird auch Bhumis Familie gemacht, die ebenfalls bitter arm ist. Bhumis Behandlung kostet insgesamt 425 Euro

– für nepalische Verhältnisse ein riesiger Betrag! Trotzdem besteht die Familie darauf, sich an den Kosten zu beteiligen und ein Viertel der Summe in Raten zurückzuzahlen.

Überrascht sagt uns die Großmutter bei der Entlassung: »Keiner von uns hat geglaubt, dass Bhumi je wieder gesund wird. Wir sind alle sehr, sehr glücklich und danken für die Unterstützung! Möge Gott Sie segnen!« Ich kann ihr antworten, dass auch wir Mitarbeiter sehr glücklich sind: »Wir haben von Anfang an fest daran geglaubt, dass sie wieder gesund wird und dafür gebetet.«

**Dr. Elke Mascher,  
Ärztin aus Filderstadt**

**i** **Unser Spendenkonto:**  
Gossner Mission,  
EDG Kiel, BLZ 210 602 37,  
Konto 139 300.  
**Kennwort:**  
**Missionshospital Nepal**

## Spendenüberblick

### Mit 17.900 Euro das Hospital unterstützt

In einem Zwischenbericht – das nepalische Haushaltsjahr endet jeweils im Juli – gibt das Chaurjahari-Hospital Auskunft über die Verwendung der Spenden aus Deutschland. Von den 10.000 Euro (knapp 1,1 Mio. nepalische Rupien), die die Gossner Mission auf Anfrage des Hospitals für dringend notwendige gynäkologische Eingriffe im Frühjahr 2009 überwiesen hatte, wurden 833.040 Rupien ausgegeben. Da zahlreiche der mittellosen Frauen, die nun kostenlos behandelt werden konnten, schon seit Jahren unter starken

Beschwerden und Folgekrankheiten litten, waren die durchschnittlichen Behandlungskosten mit 14.000 Rupien pro Patientin zwar höher als ursprünglich erwartet, doch immer noch sehr viel niedriger als in öffentlichen Krankenhäusern (durchschn. 21.000 Rup.). Die noch verbliebenen 260.217 Rupien sollen für weitere Eingriffe zur Verfügung stehen, wenn der Schweizer Spezialist Dr. Geffe Ende des Jahres für einen zweiten OP-Einsatz nach Nepal kommt. Darüber hinaus überwiegt die Gossner Mission 7000 Euro für den Wohltätigkeitsfonds des Hospitals und finanzierte mit 900 Euro den Kauf eines Röntgengerätes. **Allen Spenderinnen und Spendern, die dies möglich gemacht haben, herzlichen Dank!**



## Keine Schule weit und breit

### Hostel eröffnet Chancen: Kinder lernen für Zukunft ihres Dorfes

Auf 4000 Metern Höhe sind sie zu Hause, die Kinder, die seit knapp zehn Jahren eine Schule im entfernten Dhading besuchen. Ein privat betriebenes kleines Internat und Spenden aus Deutschland machen es möglich. Künftig will die Gossner Mission dieses Projekt mit unterstützen und so den Kindern aus den Bergen sowie ihrer Heimatregion eine Perspektive bieten.

Mapon Tamang war Student im »Nepal Institute of Theology« in Kathmandu. Er kam aus Jharlang, einem Dorf, das fast 4000 Meter hoch in den Bergen Nepals liegt. Seine Gemeinde hatte ihn geschickt, er solle »die Bibel lernen«, denn er war einer der wenigen Christen seines Dorfes, der lesen und schreiben konnte. Am Institut fiel Mapon auf, weil er besonders eifrig und interessiert war. Oft erzählte er von seiner Familie und von den Menschen seiner Gemeinde. Er gehörte zu den Älteren unserer Studierenden, denn er hatte die 30 schon überschritten.

Er erzählte auch von den Kindern des Dorfes. Dort in den Bergen gibt es keine Schule weit und breit. »Die Erwachsenen haben nicht lesen und schreiben gelernt, und die Kinder können es auch nicht lernen, weil es keine Schule gibt.« Immer wieder berichtete er davon, und er sagte auch immer wieder: »Du musst uns helfen! Die Kinder müssen lernen, die Bibel zu lesen!« Anfangs habe ich nicht hingehört, wenn er mit diesem Anliegen kam. Später konnte ich nicht mehr weghören. Ich erklärte ihm, dass ich nicht mehr jung sei, und so ein »Langzeit-Projekt« könne

ich einfach nicht anfangen. Aber Mapon ließ keine Ruhe.

Nach langem Überlegen habe ich mich damals bereit erklärt, das Schul- und Internatsgeld für zehn Kinder bei meinen Freunden zu erbitten. Die Kinder sollten mit ihm in die Stadt Dhading kommen und dort in die Schule gehen; und er und seine Frau sollten für die Kinder sorgen. Meine Freundinnen und Freunde in Deutschland waren bereit, das geplante Hostel zu unterstützen und sich am Schulgeld der Mädchen und Jungen zu beteiligen.

Das liegt fast zehn Jahre zurück. Einige, die Älteren, haben schon das »School Leaving Certificate«, die wichtigste Prüfung in Nepal, bestanden, und drei gehen jetzt ins College. Zwei studieren Pädagogik und einer Betriebswirtschaft. In diesem Jahr hat das erste unserer Mädchen die Prüfung bestanden. Sie will Lehrerin werden.

In den großen Ferien gehen die Kinder zurück in ihr Dorf. Das ist eine Wanderschaft von mehreren Tagen! Und wenn sie dann zurück nach Dhading kommen, bringen sie Kartoffeln und Gemüse mit von den Feldern daheim. Wir haben vereinbart, dass die Eltern so weit wie

möglich zum Unterhalt der Kinder beitragen. Auch für die Kleidung sollen die Eltern sorgen.

Mapon und seine Frau erhalten ein kleines Gehalt für ihre Arbeit. Sie sorgen gut für die Kinder im Hostel. Zwei ihrer eigenen Kinder sind bei ihnen, ihr ältester Sohn hat ein Stipendium bekommen und studiert in Kathmandu.

Wir hoffen, dass die Kinder, wenn sie mit ihrer Ausbildung fertig sind, zurück in ihr eigenes oder ein anderes Dorf gehen, um dort zu helfen. Immer wieder erkläre ich den Kindern, dass sie nicht für sich lernen, sondern dafür, dass sie eines Tages anderen helfen können. Mapon würde gerne noch mehr Kinder aufnehmen. Aber je weiter die Kinder in der Schule vorankommen, desto teurer werden die Gebühren, die für Schule oder College zu zahlen sind.

Die Schüler erhalten neben dem schulischen Wissen weitere Anregungen. Einmal fuhren sie alle gemeinsam mit dem Bus nach Kathmandu. Für sie war das die erste Busfahrt ihres Lebens....Den meisten wurde schlecht, sie mussten sich übergeben. Aber obwohl sie natürlich Angst vor der Rückfahrt hatten, waren sie glücklich, ihre



**Für den Ausflug in Sonntagskleidung geworfen: die Kinder und Jugendlichen, die das Hostel in Dhading besuchen. In der Mitte hinten: ihr Betreuer Mapon.**

Hauptstadt, den Königspalast, die großen Tempel und die vielen Autos zu sehen. Zum ersten Mal besuchten sie eine große christliche Gemeinde und erlebten, dass mehrere hundert Menschen gemeinsam singen und beten können. Viele neue Eindrücke für diese Bergkinder.

Die zweite Reise, die wir gemeinsam machten, ging nach Pokhara. Der See – so viel Wasser! Mit dem Boot sind wir gefahren und nicht untergegangen! Wir besuchten auch ein von Indern geleitetes Universitätskrankenhaus und erhielten Erläuterungen zu den zahlreichen Berufsmöglichkeiten: Arzt und Krankenpfleger, Röntgen-Assistenten, Laboranten, Physiotherapeuten, Diät-Assistenten.

Die Krankenhausleitung hatte dafür gesorgt, dass es eine

wirklich gründliche Einführung in die Krankenhausarbeit gab. Die Kinder – und auch Mapon und seine Frau – staunten. Ein weiterer Ausflug führte nach Butwal, wo die Kinder die technischen Ausbildungsmöglichkeiten im »Butwal Technical Institute« kennen lernten. Wir besuchten auch Lumbini, den Geburtsort Buddhas, und waren Gast bei der Jaitun-Gemeinde, der ältesten christlichen Gemeinde Butwals.

In der Schule lernen die Kinder gut. Sie sind oft die Besten ihrer Klasse und haben bisher gute Zeugnisse gebracht. Nur im ersten Jahr, da haben alle das Klassenziel verfehlt. Der Abschied von Zuhause, die vielen Eindrücke dieser für sie neuen Welt, das war zuviel. Aber seitdem sind sie gute Schüler und Schülerinnen.

Die Gossner Mission hat von Beginn an bei diesem Projekt mitgeholfen, indem sie die Verwaltung und Überweisung der Spenden übernommen hat. Das war eine große Hilfe. Besonders froh bin ich, dass nun sichergestellt ist, dass diese Arbeit weiter gehen kann. So werden die Kinder die Möglichkeit haben, das Gelernte in ihrer abgelegenen Bergheimat umzusetzen, und sie lernen dadurch, dass Christen wirklich eine große Familie sind, die für einander sorgen.

**Dorothea Friederici,  
frühere Mitarbeiterin  
der Gossner Mission  
in Nepal**



## Alte Bekannte

### Nach acht Jahren zurück nach Sambia: Viel Gutes entdeckt

Vier Jahre lang, von 1997 bis Ende 2000, lenkten Hauke Maria und Hermann Rodtmann die Gossner-Arbeit in Sambia. Eine lange Zeit, ein bewegender Lebensabschnitt. Nach acht Jahren kehrten beide für wenige Wochen nach Sambia zurück. Hermann Rodtmann erzählt von seinen Eindrücken.

Sofort ist ein Empfinden da, das sich von Tag zu Tag, sogar von Minute zu Minute wiederholt: »Das kenne ich... das ist mir sehr vertraut ... es ist wunderbar.« Ich meine den Geruch auf den Wegen, zwischen den Häusern und bei den Menschen, den Geruch der warmen

Erde und der schwitzenden Menschen und der staubigen Büsche; der Geruch, den ich schon seit acht Jahren nicht mehr kannte und sofort wieder wie einen alten Freund begrüße. Ja, genau so war es immer.

Beim zweiten Blick fallen die Veränderungen auf. Viel mehr

Autos sind unterwegs, und die Straßen sind wesentlich besser geworden. Baumärkte stehen in Lusaka an den Straßen; überall Sandberge und Menschen, die Steine in kleine Stücke schlagen und diese verkaufen; dazu neue, teils große Häuser: Die Mittelschicht ist deutlich ge-



# und neue Farbtupfer

wachsen. Selbst auf dem Lande sind hier und da Stromleitungen zu sehen; einzelne, riesig erscheinende Häuser auf großen Grundstücken, mit Zäunen abgegrenzt – die Stadt dehnt sich aufs Land aus. Immer wieder fragen wir nach alten Bekannten, aber manche leben nicht mehr. Neue Gesichter, neue Mitarbeiter sind gekommen. Vertrautes ist vergangen.

In unserem Projektgebiet Naluyanda endet ein altbekanntes Dorf mit einem Brunnen abrupt an einem Zaun und an einem unglaublich lan-

gen Haus. Auf Fragen, was hier denn geschehen sei, hören wir, Chinesen hätten von einem »headman«, einem traditionellen Dorf-Chef, Land gekauft und eine riesige Hühnerfarm gebaut. An dem Zaun dort ist jetzt unser Dorf zu Ende. Wir fragen uns: Wird die große Welt zum »global village« oder ist das der Ausverkauf afrikanischen Landes? Ein schwieriges Problem überall in Sambia.

Zunächst erscheint das »alte Projekt« unverändert. Doch dann sehen wir, dass die kleine Klinik im Naluyandagebiet heu-

**Mit strahlendem Lächeln erwartet Lovely Makusa die deutschen Gäste vor ihrem Haus im Projektgebiet Naluyanda.**

te Gesundheitsunterricht anbietet für die Schüler einer großen staatlichen Schule aus der Nachbarschaft. Von den Frauengruppen hören wir, dass sie Kontakte zu städtischen Institutionen aufgebaut haben und mit neuen Partnern zusammenarbeiten. Es sind neue Impulse und Kooperationen entstanden. Es geht voran.

Was immer wieder auffällt: Die Kommunikation – das wirkt auf uns wie ein Wunder – ist endlich verbessert. Fast jeder Dritte hat ein Handy. Daraus allerdings darf man keine falschen Schlüsse ziehen: Da es ein Telefonfestnetz meist nur in den Städten gibt, ist man auf dem Land auf ein Handy angewiesen.

Einige Vorschulen, die zum Naluyanda-Projekt gehören und die wir gemeinsam mit unserer Kirchengemeinde Bochum-Stiepel in den vergangenen Jahren sehr gefördert haben, haben inoffiziell bis zu drei Schulklassen eingerichtet, um Schüler aufzunehmen, die in den staatlichen Schulen der

Nachbarschaft keinen Platz mehr bekommen haben. So leisten die Vorschulen weit mehr, als sie mit ihren bescheidenen Räumlichkeiten eigentlich können. Das freut uns natürlich: Bildung ist so unendlich wichtig in dieser armen Region.

Im Zentrum von Naluyanda wohnen und arbeiten zwei junge deutsche Männer nun schon seit etwa einem Jahr. Sie nehmen am »weltwärts«-Programm des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit teil (siehe Gossner-Info 1/2009 sowie »Was macht eigentlich?«). Sie haben eine kleine Bibliothek eingerichtet und geben vielen Jugendlichen Computerunter-

richt. Auch einen Umwelttag an den Schulen haben sie initiiert, und Matthias unterrichtet in der Vorschule im Naluyanda-Zentrum sogar die 10- bis 17-Jährigen. Jeden Samstagnachmittag organisieren die beiden eine Filmvorführung. Es ist bis heute die einzige öffentliche, moderne Art von Unterhaltung hier »im Busch«.

Wir gucken genauer hin: Vorschulkinder pflanzen Bäume und wässern »ihren« Baum zweimal wöchentlich. Ihre Eltern und Vorfahren haben die Bäume des Gebietes abgeholzt und zu Holzkohle verarbeitet, um selbst kochen zu können oder um die Holzkohle für bitter nötiges Geld zu verkaufen. Die Kinder pflanzen nun junge Bäume. Auch hier ist also ein neuer Anfang zu erkennen.

Wir reisen weiter. Im abseits gelegenen Gwembetal zeigt uns ein altvertrauter Mitarbeiter des hiesigen Gossner-Projektes etwas überraschend Gutes: Die Familien genießen eine spürbar bessere Ernährung als noch vor wenigen Jahren. Dank der Unterstützung des Gossner-Projektes können sie mit Tretpumpen Wasser in ihre Gärten pumpen oder vom Brunnen dorthin tragen, dort mehr anbauen und dann Gemüse und Obst auf einem neu eingerichteten Markt an der Straße verkaufen. Das Basisprojekt bringt sichtbar Gutes zu Stande!

Wir beiden »Ehemaligen« reisen nicht allein durch Sambia. Ein jüngerer Mann aus unserer Bochumer Gemeinde begleitet uns; baut mit unserer Hilfe Kontakte auf. Wird nun ein weiteres Hilfsprojekt angefangen? Nein, Ziel ist vielmehr,



**Begrüßung auf sambisch: Hauke Maria Rodtmann trifft alte Freunde.**

# Was macht eigentlich ...

das weltwärts-Programm?

**Peter Röhrig**  
antwortet:



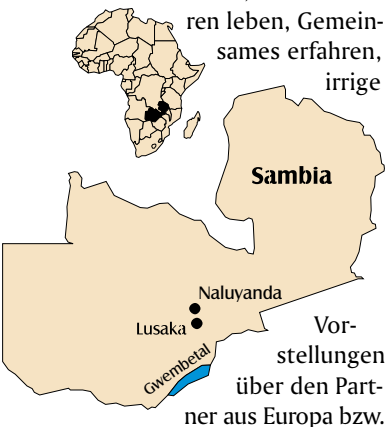
Die beiden jungen Männer aus Deutschland, Matthias Werner und Kehoma Blondrath (Foto: links), die als Teilnehmer des »weltwärts«-Programms ein Jahr lang tüchtige Arbeit im Naluyanda-Projekt geleistet haben, sind im September nach Hause zurückgekehrt – mit Tränen in den Augen, vielen Dankesworten und nach einer offiziellen Verabschiedungsfeier. Gleichzeitig konnten in Naluyanda zwei »Neue« begrüßt werden: Lea Münch (21), Abiturientin, und Thomas Preuhsler (23), Schiffsmechaniker. Genau wie Matthias und Kehoma hatten sich die beiden für den Freiwilligendienst »weltwärts« des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) beworben und sind über den Deutschen Entwicklungsdienst (DED) nach Sambia gekommen. Hier arbeiten sie im Auftrag des DED ein Jahr lang in unserem Projekt in Naluyanda mit. Zwei weitere junge Leute aus Deutschland unterstützen das Gossner-Projekt im Gwembetal.

Dass in einem Jahr Freiwilligendienst viel geleistet werden kann, das haben Matthias und Kehoma mit viel Power und Kreativität bewiesen. Ob Spielplatzrenovierung, Einführung eines Umwelttages an den Vorschulen, wöchentliche Kinovorstellung, PC-Unterricht, Ausbau der neuen Jugendclub-Räumlichkeiten oder das Anpflanzen junger Bäume in Naluyanda: Die beiden haben in allen Bereichen vorbildliche Arbeit geleistet – und sie wären gern noch länger geblieben ...



**Hermann Rodtmann fühlt sich wohl bei den »weltwärts«-Helfern Matthias (links) und Kehoma (rechts) in Naluyanda.**

dass sich junge Erwachsene aus Bochum einerseits und Chelston bei Lusaka andererseits begegnen, sich kennen lernen, darüber staunen, wie die anderen leben, Gemeinsames erfahren, irri-



gen. Wird das ein neuer Farbtupfer in den Gossner-Aktivitäten in Sambia? Ein neues Kapitel? Unsere Heimatgemeinde in Bochum-Stiepel arbeitet daran.

Und auf unserem alten Wohnsitz, dem Haus und in den Gästehäusern in Lusaka, wie sieht es dort heute aus? Am ersten Tag gehen wir zu all den noch vertrauten Bäumen und auf den tausend Mal gegangenen kleinen Wegen, die wir noch in dunkler afrikanischer Nacht blind gefunden hätten. Und wir gucken in Gesichter, die sich freuen, die »Alten« wieder zu sehen. Dann aber, Tag für Tag, entdecken wir alle die zig Veränderungen und nicken fast jedes Mal: »Echt gut geworden!«

**Hermann Rodtmann,**  
Pfarrer i. R.  
Bochum-Stiepel

## »Thank you, Mr. Peter!«

### Vier Jahre voller Hingabe: Dank gilt Ehepaar Röhrig

Ruhestand??! Wer Brigitte Schneider-Röhrig und Peter Röhrig je kennen gelernt hat, der weiß, dass dieses Wort nicht passt. Nicht zu ihr und nicht zu ihm. Und doch: Die beiden beenden ihre Aufgabe in Sambia und kehren zurück nach Deutschland. Schweren Herzens.

Es war ihre eigene Entscheidung: Anfang des Jahres beschlossen Peter Röhrig und seine Frau Brigitte, den Vertrag mit der Gossner Mission nicht zu verlängern. »Aber nun, kurz vor der Abreise, war uns doch wehmütig zumute«, gibt der

beendet, als er 2005 mit seiner Frau nach Sambia geht, und beide blicken auf eine abwechslungsreiche Karriere zurück. Er war Tageszeitungsredakteur, Pressesprecher im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Persönlicher

Gossner Mission musste ich weniger Zeit für Besprechungen und Berichte aufwenden; ich hatte mehr Freiräume – zumal Brigitte sich um Finanzen und Büro kümmerte – und damit mehr Zeit für die Menschen.«

Referent von Willy Brandt ... Sie war u. a. Mitarbeiterin der Süddeutschen Zeitung und Referentin von Kanzleramtschef Horst Ehmke.

Und Sambia ist beiden nicht fremd: Von 1986 bis 1991 und dann noch einmal 2002/03 hat Peter Röhrig als Landesdirektor des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) dessen Arbeit in Sambia und Malawi geleitet, bevor er in gleicher leitender Funktion 2003 nach Palästina ging. Als DED-Landesdirektor

Es fällt dem früheren Landesdirektor nicht schwer, die Ärmel hochzukrempeln und auf die Menschen zuzugehen. Im Gegenteil. Ein Beispiel: War es ihm früher aus versicherungsrechtlichen Gründen nicht erlaubt, auf der Ladefläche seines Pickups Anhalter mitzunehmen, so fährt er in seiner Gossner-Zeit stets mit »stop and go« durch die Landschaft. Eine Mutter mit zwei Kindern und großen Reisigbündeln, drei Arbeiter auf dem Heimweg, ein junger Mann vom Markt kommend, die Hühnerkäfige geschultert – irgendwie finden immer alle Platz auf Röhrigs Wagen, wenn er »ins Projekt« hinausfährt, und ganz schnell spricht sich herum, dass da jemand ist, der weiterhilft – was auf den Dörfern, wo kein Bus fährt und wo immer alle kilometerweit zu Fuß laufen müssen, weit mehr als eine bloße Geste ist. Ein Klopfen von hinten aufs Autodach, der Wagen hält; noch ein kurzes »Thank you, Mr. Peter!« – und dann bis zum nächsten Mal. Und hundert Meter weiter steht schon wieder

71-jährige gern zu. Aufgabe der beiden in den vergangenen vier Jahren war es, als »Liaison Officers«, als Leiter des Verbindungsbüros der Gossner Mission, die Projekte im Land zu lenken und zu begleiten.

Dabei hat Röhrig seine aktive berufliche Laufbahn bereits

konnte er sich stets auf ein stattliches Team stützen; bei der Gossner Mission erwartete ihn und seine Frau die Arbeit an der Basis.

»Letztlich hat sich das gar nicht so sehr voneinander unterschieden«, sagt Röhrig. »Eines aber habe ich genossen: Bei der



jemand und hält die Hand raus...

Dass hier jemand ist, der hilft, der sich engagiert, der keine Ruhe gibt, der unermüdet ist, das wissen bald alle. Die Menschen in den Projekten in Naluyanda und im Gwembetal, die Ratsmitglieder, die Frauengruppen, die Vorschullehrer/innen, die Jugendlichen und die Alten: Sie wissen, dass Mr. Peter und seine Frau ebenso wie ihre Vorgänger die Projektarbeit mit Kraft vorantreiben, die Menschen beraten, sie begleiten und unterstützen. Neue Vorschulen werden gebaut, Brunnen gebohrt, Umweltuntersuchungen durchgeführt, Aufforstungsaktionen initiiert, das Jugendzentrum ausgebaut, die HIV/Aids-Vorsorge ausgeweitet... Vieles mehr ließe sich anführen.

Hinzu kommt die Hilfe »im Kleinen«, all die (individuellen) Hilfsaktionen, die so schwierig und so zeitraubend und so unendlich wichtig sind und die man jemandem, der nie in Afrika war, kaum vermitteln kann. Da ist Elidja, ein Junge aus Naluyanda, der nach einem Unfall mehrfach ins Krankenhaus gebracht werden muss; da ist der taubstumme Piston, für ihn soll eine passende Schule gefunden werden; und Bridget, zwölf Jahre alt, Tochter des Hausmeisterhepaares auf dem Gossner-Gelände, sie leidet unter Sichelzellenanämie und braucht dringend eine Schmerztherapie...

»Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen«, sagt Brigitte Schneider-Röhrig. »Wir können nicht die Augen verschließen, wenn uns jemand um Hilfe bittet oder wenn ein Kind mit Ver-

letzungen am Straßenrand sitzt. Wir haben zeitweise 40 Fälle betreut, in denen es wirklich brennt.« Betreuung bedeutet etwa – wie im Fall des behinderten Steven – den Jungen mehrmals abholen, zur Behandlung fahren, Stunden unterwegs sein, teilweise im Schrittempo. Und weil Steven in seiner Familie nie gefördert wurde, bedeutet es für die beiden Röhrigs auch, dafür zu sorgen, dass er die Schule besucht, und eine Lehrerin zu finden, die ihm Nachhilfe erteilt.

Blieb denn in diesen vier Jahren überhaupt noch freie Zeit? Brigitte Schneider-Röhrig lacht. »Wir hatten eine Siebentage-Woche.« Denn da sind ja auch die Gastehäuser, für die die jeweiligen »Liaison Officers« zuständig sind. Reisende kommen an, fahren ab, kommen mit Fragen und Problemen. Zwar kümmern sich Mitarbeiter um Zimmer und Garten, aber am Wochenende und am Abend sind Röhrigs gefragt. Gerade die deutschen Gäste suchen ihre Nähe und Hilfe. Und die Gastfreundschaft der beiden ist weithin bekannt. So zieht sich mancher Abend recht lange hin.

»Aber natürlich haben wir uns auch Freiräume schaffen können.« Das sonntägliche Fußballspiel mit den Jungs des Viertels etwa – das war eine »vertrauensbildende Maßnahme«, aber für ihn selbst auch



ein großer Spaß, lächelt Röhrig. Oder am Wochenende mit den Fußballern von Bayer Leverkusen mitzufiebern und gemeinsam mit DED-Kolleginnen vorm »Tatort« zu sitzen – für die Rheinländerin Schneider-Röhrig ein Muss.

Und nun also der Abschied. Ob sie am Rhein wohnen werden oder doch in Berlin, das wissen sie noch nicht. Mit der »Zeit danach« haben sie sich noch nicht so recht beschäftigen können. Aber zweierlei ist doch schon klar: Für die Gossner Mission möchten sie sich weiter engagieren. Und: Ein Teil ihres Herzens wird bei den Menschen in Sambia bleiben.

**Jutta Klimmt,  
Öffentlichkeitsreferentin**

# Erst mal zuhören

Wolfgang Bohleber und Eva Schindling sind »die Neuen« in Lusaka



Ende Oktober sind Dr. Wolfgang Bohleber und seine Frau Eva Schindling von Berlin nach Lusaka ausgereist, um nach einer Einarbeitungsphase die Leitung des Gossner-Büros in Sambia von Peter und Brigitte Röhrig zu übernehmen. Sie sind bereit, sich im so genannten Senioren-Modell komplett auf Neues einzulassen.



Im Frühjahr hat die Gossner Mission die Stelle in Sambia ausgeschrieben, nachdem feststand, dass das Ehepaar Röhrig nicht verlängern wird. Wie kam es zu Ihrer Bewerbung?

**Bohleber:** Wir sind mit Reinhard und Elisabeth Kraft, den früheren Leitern des Gossner-Büros in Lusaka (2001 bis 2003), befreundet. Als nun die Stelle erneut ausgeschrieben wurde, war uns klar, dass wir uns bewerben würden – einfach aufgrund dessen, was wir über die Arbeit und die Aufgaben in Lusaka bereits gehört hatten.

**Schindling:** Wir waren ganz aus dem Häuschen, als die Zusage kam. Denn uns war klar, dass es zahlreiche Bewerber mit langen Auslandserfahrungen gab – und die können wir nicht bieten. Aber dann ist uns nachträglich der Schreck in die Glieder gefahren. Wir dachten: O Gott, was machen wir da ...?! Bei mir ging es dann eine Woche sehr heftig zu, weil ich dachte: Was gebe ich hier alles auf, meine gut funktionierende

Praxis für Organisationsberatung und Psychotherapie, die Töchter, die Enkel... Aber nach dieser Woche war ich durch dieses Tal durch. Und dann war klar: Jetzt geht es nur noch vorwärts.



Herr Dr. Bohleber, Sie waren zuletzt im sozialen Wohnungswesen tätig.

**Bohleber:** Bei mir war es so, dass die Ausschreibung der Stelle in Lusaka unmittelbar mit dem Ende meiner aktiven beruflichen Tätigkeit zusammenfiel. Das passte wunderbar. Für mich war und blieb es klar: Das ist es; das möchte ich gern tun.



Nun blicken Sie also nach vorn. Aber was ist es genau, was Sie an der Aufgabe in Lusaka reizt?

**Bohleber:** Wir haben schon einige afrikanische Länder bereist. Uns ist Afrika nicht neu. Aber uns interessiert besonders die Entwicklungssituation in Sambia. Damit haben wir uns in den letzten Monaten eingehend beschäftigt. Für mich persönlich gab es in meiner beruflichen Biographie

und meiner Ausbildung immer einen roten Faden, der neben allen Dingen da war, nämlich den Wunsch, im Bereich der Entwicklung in Afrika tätig zu werden. Nun bietet sich die Möglichkeit, diesen roten Faden aufzunehmen.

**Schindling:** Ich bin genauso begeistert von Afrika, wäre von mir aus momentan aber nicht auf die Idee gekommen, etwas anderes zu machen. Aber als die Ausschreibung kam, war mir klar, dass ich mitziehen möchte. Im »Doppelpack« wollen wir die Sache nun gerne angehen.



Sie haben nun für Afrika gepackt und mussten manches in Deutschland zurücklassen. Worauf konnten Sie unmöglich verzichten?

**Bohleber:** Einige Bücher, mit denen ich mich in letzter Zeit befasst habe. Darunter ist das Buch der Sambierin Dambisa Moyo, in dem sie sehr kontrovers über die Zukunft der Entwicklungshilfe diskutiert.

**Schindling:** Bei mir waren es mindestens 20 CDs unterschied-

lichster Güte, angefangen bei den Beatles bis hin zu Klassik und Jazz. Das war für mich das Wichtigste. Alle Bücher, die ich brauche, kann ich auch bestellen. Aber daran sieht man die unterschiedlichen Herangehensweisen von Mann und Frau. Der Mann nimmt die Politbücher mit und die Frau etwas Leichtes fürs Gemüt, nämlich Musik. Aber ich nehme mir natürlich auch Arbeitspapiere und Materialien mit. Denn ich möchte meine Fähigkeiten in Moderation und Mediation gerne einbringen. Auch in der Frauenarbeit will ich mich einbringen.



Wenn Sie nicht dienstlich beschäftigt sind, werden Sie also auf der Veranda sitzen, entspannen, Musik hören ...

**Schindling:** Nein, ich glaube, wir werden viel unterwegs sein. Wir wollen uns das Land ansehen, auch mal die Nachbarländer. Natürlich freuen wir uns auch auf die Abende in Lusaka, die Kontakte und Gespräche, die dort entstehen.



Wie werden Ihre ersten Aufgaben aussehen?

**Bohleber:** Wir müssen erst einmal ankommen. Und das Nächste ist – das ist uns sehr wichtig –, erst einmal zuzuhören. Wir wollen dem Bestehenden weder neue Projekte und Vorstellungen überstülpen, noch wollen wir unsere Rolle auf die eines Zahlmeisters reduziert sehen. Der Weg wird dazwischen liegen, und dafür ist es Voraus-

setzung, sehr viel zuzuhören, etwas zu erfahren über die Situation vor Ort und in den Projekten und daraus einen Beitrag zu formulieren, den wir leisten können.

**Schindling:** Erst mal wollen wir mit den Menschen reden, um zu erfahren, wie die sambische Seele tickt. Sich in alles hineinzufinden, ist eine große Aufgabe, wenn man neu in einem Land ist und auf längere Sicht dort bleibt.

Die Fragen stellte  
Dr. Ulrich Schöntube,  
Direktor



Das große Gossner-Gelände im Stadtteil Ibex Hill in Lusaka wartet schon auf Wolfgang Bohleber und Eva Schindling. Hier befindet sich nicht nur das Wohn- und Bürogebäude, sondern hier stehen auch die Gästehäuser der Gossner Mission, deren Leitung ebenfalls in den Aufgabenbereich der beiden gehört.

## Blasheim: Infos bei der Erbsensuppe

Es hat Tradition: Zum Klusfest in Blasheim (Ostwestfalen) lädt die Gemeinde jedes Jahr die Gossner Mission ein. Dieses Mal kamen gleich zwei Gäste: die indische Theologin Idan Topno, die die Predigt übernahm, sowie Direktor Dr. Ulrich Schöntube. Anschließend war bei Erbsensuppe in der »Klus« (der alten Schule) Gelegenheit, um über

Tradition



die Gossner-Arbeit zu informieren. »Wir freuen uns schon aufs nächste Jahr«, gab **Pfarrer Friedrich Stork** (rechts) seinen Gästen mit auf den Weg.



## Lippe: Knackige Zutaten würzten Missionstag

Eine exzellente Predigt, eine frisch restaurierte Kirche und ein indisches Festessen: Der Missionstag in St. Nicolai Lemgo ließ keine Wünsche offen. Die Idee dazu hatten die lippischen Gossner-Freunde, allen voran **Wolf-Dieter Schmelter** (links); bei der Umsetzung half vor allem Gastpredigerin **Oda-Gebbine Holze-Stäblein**, Kuratorin der Gossner Mission und bundesweit bekannt aus der ARD-Sendung »Das Wort zum Sonntag«. Der Dank der lippischen Gossner-Freunde ging zudem an den lutherischen Superintendenten Andreas

Aktion

Lange aus Lemgo (2. von links), an Ökumenereferent Tobias Treseler, an die drei Köche/innen und natürlich an die Gäste des Missionstages, die beim Podiumsgespräch eifrig mitdiskutierten und anlässlich des Benefizessens mehr als 700 Euro spendeten.

## Bischof Huber verabschiedet sich von Partnerkirche

Sein letztes Grußwort als Bischof der Partnerkirche hat **Bischof Dr. Wolfgang Huber** anlässlich ihres Missionstages am 2. November an die indische Gossner Kirche gesandt. Darin blickt der scheidende Bischof der Berlin-Brandenburger Landeskirche (EKBO) auf die

Grußwort

Unabhängigkeitserklärung der indischen Partner vor 90 Jahren zurück, für die die Gossner Kirche viele Mauern habe überwinden müssen. Auch in Deutschland, so Huber, denke man im Herbst 2009 ganz besonders an das Überwinden einer Mauer, der innerdeutschen Mauer. In

seinem Schreiben kündigt Huber zudem eine kleine Posaunenchor-Delegation der EKBO an, die gemeinsam mit dem Direktor der Gossner Mission anlässlich des



Missionstages nach Indien reisen werde. Mittlerweile ist die Delegation, die rund zwei Wochen lang in den Gemeinden der Gossner Kirche unterwegs war und auf ihren Posaunen auch die indischen Bhajans, die traditionellen Lieder der Adivasi, begleitete, wieder nach Hause zurückgekehrt.

## Nepalpläne im Westerwald

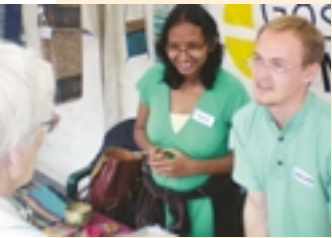
Ganz weit weg von Nepal, nämlich ausgerechnet im Westerwald, fand im Oktober eine Konferenz der Vereinigten Nepalmission (UMN) statt, der die Gossner Mission über Jahrzehnte hinweg angehört hat. Kein Wunder also, dass sich die früheren Nepalmitarbeiter/innen der Gossner Mission zur »European Nepal Conference« gern einfanden. Gemeinsam mit Gossner-Direktor **Dr. Ulrich Schöntube** und UMN-Direktor **Mark Galpin** berieten sie am Rande der Konferenz, ob und wie die Gossner Mission in Zukunft wieder enger mit der UMN in Nepal zusammenarbeiten könne. Die Kooperation war vor zwei Jahren beendet worden, nachdem die UMN ihre Mitgliedschaftsbedingungen verschärft hatte. Nun aber wurden weitere Gespräche vereinbart.



## Zu Gast

### Berlin: Über Indien und Sambia informiert

»Wie wird denn so ein Sari bloß um den Körper geschlungen....?« Das wollten beim gemeinsamen Ökumenefest dreier Kirchengemeinden im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg viele Besucher/innen gern wissen. Die Gäste aus Indien, **Idan Topno** und ihr Mann **Alexander Nitschke** (Foto), halfen beim Sari-Einkleiden und standen am Info- und Verkaufstisch der Gossner Mission Rede und Antwort. Wenige Wochen später stand dann bei der Advent-Zachäus-Gemeinde nach Indien nun Sambia im Mittelpunkt: Zu Erntedank informierte Direktor Dr. Ulrich Schöntube über die Frauenarbeit im sambischen Gwembetal. Resultat: 540 Euro Erlös für das Gwembetal-Projekt.



### Ostfriesland: Afrikanische Rhythmen und Genüsse

Seit vielen Jahren aktiv ist der **Sambia-Arbeitskreis Harlingerland** aus Ostfriesland: Sambia-Reise, Sambia-Spendenaktionen, Sambia-Bilderausstellung ... Im Oktober lud der Arbeitskreis nun zum zweiten Mal zu einem »Abend für Sambia« ein.

Im Gemeindehaus von Friedeburg warteten afrikanische Rhythmen der Trommelgruppe Ubuntu, kulinarische Genüsse und natürlich jede Menge Fotos und Berichte von der letztjährigen Sambia-Reise (Foto).

Und vielleicht sind neue Interessenten für die nächste Reise ja schon gewonnen ...



## »Lass Dein Licht leuchten...«

### Lichterkette gegen Armut und Wertpapiere gegen Frust



120.000 Menschen leben im Berliner Stadtteil Marzahn; viele von ihnen sind arbeitslos, fühlen sich an den Rand gedrängt. Die Kirchengemeinde Marzahn-Nord will aufrütteln: mit einer Lichterkette und alternativen »Wertpapieren«.

Am Abend des 19. September um 20 Uhr haben sich im Berliner Stadtteil Marzahn etwa 300 Menschen zu einer Lichterkette entlang der Mehrower Allee



**Marion Köhler (links) und Pfarlerin Katharina Dang bei der Vorbereitung der Lichterkette in Marzahn.**

versammelt. Sie sind kurz zuvor vom Evangelischen Gemeindezentrum Marzahn-Nord – nach einem Konzert der »Kleingeldprinzessin« und einer Andacht – hierhin aufgebrochen. Pfarlerin Katharina Dang erläutert in der Andacht noch einmal das zentrale Anliegen des Abends: Es geht darum, ein Zeichen zu setzen gegen die zunehmende Armut in einem Bezirk, der mit mehr als 120.000 dort lebenden Menschen eine Großstadt in der Großstadt ist.

Der Berliner Sozialstrukturatlas 2008 bescheinigt Marzahn eine »negative Veränderungs-

dynamik«, die bereits vorher erkennbar gewesen sei und sich weiter verstärkt habe. »Die Ursachen hierfür liegen vorrangig in Erwerbslosigkeit und Einkommensverhältnissen, die sich seit der Einführung von Hartz IV gerade für Familien mit Kindern erheblich verschlechtert haben.«

Katharina Dang bereitet vor allem der politische Rechtstrend im Viertel Sorgen. »Bei der Bundestagswahl 2005 erreichte die NPD hier ein zweistelliges Ergebnis. Jetzt in 2009 sind es zwar nur noch knapp über sieben Prozent – aber deutlich zu viel im Vergleich zu anderswo.«

»Als wir zu einem Bündnis im Stadtteil aufriefen, wollten wir nicht einfach nur sagen: Wir sind gegen Rechts. Wir wollten, dass die Menschen sich an ihre eigenen Stärken erinnern, dass sie in der Lage sind, etwas Positives einzubringen.«

Marion Köhler arbeitet in der Projektgruppe, die die Lichterkette vorbereitet und organisiert hat. Selbst seit vielen Jahren arbeitslos, aktives Mitglied der Kirchengemeinde, hat sie zusammen mit den anderen Mitgliedern der Gruppe die Idee der »Wertpapiere« entwickelt.

»Mensch, wat kannst?«, steht im Berliner Jargon auf den

Tausenden von Handzetteln, die sie und ihre Mitstreiter/innen in den Wochen vor dem September-Abend in den Häusern, Läden und Treffpunkten verteilt haben. Darin werden die Menschen ermuntert aufzuschreiben, was sie alles können, sei es beruflich oder privat, und zur Lichterkette mitzubringen – als ihr eigenes »Wertpapier« sozusagen. Immerhin 120 solcher Wertpapiere wurden eingesammelt und von der Projektgruppe ausgewertet. Es überwiegen deutlich die Nennungen von Potenzial und Eigenschaften, die die Beziehungen der Menschen untereinander zum treffen. Häufig genannt ist zum Beispiel »Ich kann gut zuhören«. Eine Eigenschaft, die in allen infrage kommenden Bereichen sehr hilfreich wäre, aber wohl (zu) wenig gefragt ist. Vielleicht wollten die Antwortenden gerade darauf besonders hinweisen.

»Es geht in der ganzen Debatte um Arbeit, Armut und Arbeitslosigkeit um unser Menschenbild«, meint Katharina Dang. Beim Kirchentag in Köln habe sie ein Streitgespräch zwischen dem Politiker Norbert Blüm und dem Unternehmer Götz Werner verfolgt. Nach Blüm müssten erfahrungsge-

mäß Menschen zur Arbeit angehalten werden, während für Werner Menschen arbeiten wollen, wenn sie die Arbeit als sinnvoll erfahren. Das markiere für sie den Unterschied zwischen altem und neuem Denken. Gefragt sei das neue.

Die Projektgruppe der Marzahner Gemeinde wird die gesammelten »Wertpapiere« dem Bundespräsidenten übergeben. Für den September nächsten Jahres plant sie eine weitere Lichterkette und eine Veranstaltung mit Götz Werner zum Thema: »Ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle Menschen«.

**Michael Sturm,  
Referent für Gesellschaftsbezogene Dienste**

## Personen

### Indische Politikerin erlag Herzanfall

Einem Herzanfall erlag im Oktober die indische Politikerin Sushila Kerketta im Alter von 71 Jahren. Kerketta war als mehrfache Ministerin und ehemalige Kongress-Präsidentin die bedeutendste Politikerin, die aus den Reihen der indischen Gossner Kirche hervorging und als Kontaktperson und Vermittlerin in politischen Angelegenheiten für die Gossner Kirche sehr wichtig. Sie war verheiratet mit Saban Surin, der in Berlin studiert hatte und dann Leiter des »Gossner Theological College« in Ranchi wurde. Die Verstorbene wurde unter großer Beteiligung von Regierungs- und Kirchenvertretern in Ranchi auf dem Friedhof der Gossner Kirche beigesetzt.

### Mit Musik-Stipendium nach Deutschland

Ein Stipendium für den Studiengang »Kirchenmusik C« an der Hochschule für Kirchenmusik in Dresden hat der junge Manish Ecka von der indischen Gossner Kirche erlangen können. Für sein einjähriges Stipendium kommt der Lutherische Weltbund auf. Ecka ist seit September in Deutschland, nachdem er zuvor in seiner Heimat kräftig Englisch und Deutsch gebüffelt hat. Das Studium ist Teil des von der Gossner Mission mitgetragenen Programms »Kirchenmusik und Gemeindeerneuerung« in der Gossner Kirche.

### Dr. Hermann Kloss starb im Alter von 84 Jahren

Am 19. August verstarb im Alter von 84 Jahren Pfarrer Dr. Hermann Kloss, der von 1958 bis 1966 im Auftrag der Gossner Mission als Dozent am Theologischen College der Gossner Kirche in Ranchi tätig war und



auch nach seiner Rückkehr nach Deutschland der Gossner-Arbeit immer eng verbunden blieb. Auch der

Kontakt zu Indien blieb eng und wurde durch spätere Aufenthalte wieder aufgefrischt. In Indien hatte Dr. Kloss auch seine spätere Frau Marianne kennen gelernt, die als Krankenschwester im Krankenhaus Amgaon arbeitete. Zuletzt wohnte das Paar in Göttingen-Geismar. Das Mitgefühl der Gossner Mission gilt der Witwe und den beiden Söhnen.

### Carsten Schmolke tödlich verunglückt

Bei einem tragischen Verkehrsunfall im August erlag Carsten Schmolke, ein enger und engagierter Freund der Gossner Mission, seinen schweren Verletzungen. Ein entgegenkommendes Fahrzeug war frontal mit dem Wagen Schmolkes zusammengeprallt. Für den 49-jährigen sowie die beiden Insassen des anderen Wagens kam jede Hilfe zu spät; Schmolkes junge und hochschwängere Frau Lalnunpui, die er in Indien kennen gelernt hat-

te, überlebte schwer verletzt. Sohn Jonathan kam am gleichen Abend zur Welt. Carsten Schmolke, lange Jahre Gemeinde- und Jugendpfarrer in Lehnin, hatte zahlreiche Jugendbegegnungsreisen initiiert, die u. a. zur Gossner Kirche nach Assam führten. Die Verbindungen zwischen



der Lehniner Jugendgruppe und der Gossner-Gemeinde in Assam besteht bis heute. Schmolke, auch Mitglied im »Arbeitskreis Indien« seiner Berlin-Brandenburgischen Landeskirche, hatte zunächst Werkzeugmacher gelernt, sich dann aber beruflich umorientiert. Freunde, Jugend und Gemeinde fesselte er mit seiner Tatkraft, seiner Begeisterungsfähigkeit und seiner Ausstrahlung. Die Gossner Mission wird Carsten Schmolke vermissen.

### **Brigitte Dupke seit 25 Jahren dabei**

25 Jahre bei der Gossner Mission: Dieses Jubiläum konnte unsere Buchhalterin Brigitte Dupke am 1. September begehen. Eigentlich hatte sie 1984, nach ihrer eigenen »Kinderpause«, nur eine Mutterschaftsvertretung antreten wollen, aber dann wurden daraus – vorerst – 25 Jahre. Kein Wunder also, dass Brigitte Dupke jeden kennt und über alles Bescheid



weiß, über jedes Projekt, jede Kontobewegung, jede Spendensumme. Immer umsichtig, immer pflichtbewusst, immer korrekt: So haben Gossner-Mitarbeiter und Gossner-Freunde die Rendantin über die Jahre hinweg kennen und schätzen gelernt. Die Gossner Mission dankt ihrer Mitarbeiterin für ihr Engagement und ihren Einsatz.

### **Aus Oldenburg nach Indiens »Dschungelkrankenhaus«**

Über den Jahreswechsel hinweg wird Enno Heine, Oberarzt in der Frauenklinik des Evangelischen Krankenhauses in Oldenburg, gemeinsam mit seiner Frau



für vier Wochen nach Indien reisen und einen Kurzeinsatz am »Dschungelkrankenhaus Amgaon« leisten. Der 53-jährige wurde durch die Emdrer Ärztin Dr. Sonja Böttcher, die bereits zwei Mal für die Gossner Mission Kurzeinsätze in Indien absolvierte, auf die Arbeit in Amgaon aufmerksam. In dem kleinen Krankenhaus arbeitet ein junges indisches Arztheppaar, das dringend Unterstützung braucht. Dem Oldenburger sind schwierige Auslandseinsätze nicht fremd: Vor rund 15 Jahren war Enno Heine für »Dienste in Übersee« als Allgemeinmediziner an einem Hospital in Tansania tätig; damals noch begleitet von der ganzen Familie. »Jetzt sind die Kinder groß und ausgeflogen; jetzt ist wieder Raum für neue Auslands-



aktivitäten«, freut er sich. Seine Frau Marianne, gelernte Englisch- und Politiklehrerin, begleitet ihn nach Amgaon und hofft darauf, dort Interessenten für ihr Englischunterricht-Angebot zu finden.

## Tipps, Treffs, Termine

### **Hartz IV: BürgerInnen zweiter Klasse?**

Unter dem Motto »BürgerInnen zweiter Klasse?« wird sich die traditionelle Soli-Konferenz der Gossner Mission in diesem Jahr u. a. mit der rechtlichen Situation von arbeitslosen und armen Menschen auseinandersetzen. Zu den Referent/innen gehören u. a. die Sozialrechtlerin Prof. Dr. Helga Spindler von der Gesamthochschule Essen sowie ein Vertreter der Regionaldirektion Berlin der Bundesanstalt für Arbeit. Natürlich werden auch Betroffene mit Erfahrungsberichten zu Wort kommen. Die Veranstaltung, die von Gossner-Referent Michael Sturm geleitet wird, findet am Samstag, 5. Dezember, in Berlin, Bernauer Straße, statt.



Infos und Anmeldung: Tel. (0 30) 2 43 44 57-50/57 oder michael.sturm@gossner-mission.de



**Mit der Gossner Mission Sambia hautnah erleben**

Die Projektarbeit in Sambia kennen lernen, die berühmten Victoria-Fälle besuchen und die aufregende Tierwelt Afrikas hautnah erleben: All dies steht auf dem Programm der geplanten zweiwöchigen Sambia-Begegnungsreise, die die Gossner Mission auch im kommenden Jahr anbieten will. Die Reise soll in den Osterferien 2010 stattfinden, und sie wird begleitet von der früheren Sambia-Mitarbeiterin Friederike Schultze. Reisekosten: ca. 2000 Euro.

**i** Infos unter Tel. (0 30) 2 43 44 57 50 oder [alice.strittmatter@gossner-mission.de](mailto:alice.strittmatter@gossner-mission.de)



**Farbenfrohe Fotos von pulsierenden Märkten**

»Märkte – Markets – Marchés«: So lautet der Titel des Kalenders 2010, den die Gossner Mission gemeinsam mit ande-

ren Missionswerken unter dem Dach des Evangelischen Missionswerks in Deutschland (EMW) herausgibt. Ob schwimmender Markt in Burma, ein ermüdeter Händler in Brasilien oder eine Marktkundin in Ranhi/Indien: Die großformatigen farbenfrohen Fotos aus den verschiedenen Partnerländern sowie Bibelzitate in drei Sprachen sorgen wieder für einen eindrucksvollen (Missions-)Kalender. Der Erlös kommt der Arbeit der einzelnen Missionswerke zugute.

**i** Der Kalender im Format 32 x 48 ist für 4,50 Euro plus Versandkosten zu bestellen bei: [mail@gossner-mission.de](mailto:mail@gossner-mission.de) oder unter Tel. (0 30) 2 43 44 57 50.

**Eine Kindheit in der fernen Welt der Yali**

Ihr einziger Kontakt zur Außenwelt bestand in einem Funkgerät und einer kleinen einmotorigen Maschine, die gelegentlich auf der Graspiste vorm Haus landete: Völlig abgeschieden auf einer Missionsstation im Hochland von West-Papua verbrachte Autorin Susanne Reuter ihre Kindheit. Mit Eltern und Geschwistern lebte sie in der zunächst sehr fremden, dann geliebten neuen Heimat. In ihrem Buch schildert die heute 40-jährige das Engagement ihrer Eltern für das sehr traditionell lebende Papua-Volk der Yali, schildert deren fremde Sitten und Bräuche und schildert den tiefen Kulturschock, den sie erlebte, als sie nach acht Jahren zurück nach Deutschland muss-

te. Ein ehrliches, bewegendes, mitreißendes Buch, das neben vielen Informationen vor allem ganz persönliche Einblicke in eine außergewöhnliche Kindheit vermittelt.

**i** Susanne Reuter: Als das Schwein vom Himmel fiel. Wahine Verlag, ISBN 978-3-941387-00-3. Preis: 11,90 EUR.

**Impressum**

Die Zeitschrift »Gossner Mission Information« erscheint viermal pro Jahr.  
**Auflage:** 7100 Exemplare.  
**Redaktion:** Jutta Klimmt  
**Layout:** Jutta Klimmt, Henrik Weinhold  
**Satz:** Henrik Weinhold  
[www.webundprint.com](http://www.webundprint.com)  
**Gesamtherstellung:** dmp, 13439 Berlin  
**Herausgeber:** Gossner Mission  
 Georgenkirchstr. 69-70  
 10249 Berlin  
 Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50  
 Fax: (0 30) 2 43 44 57 52  
 e-mail: [mail@gossner-mission.de](mailto:mail@gossner-mission.de)  
 Internet: [www.gossner-mission.de](http://www.gossner-mission.de)  
**Bankverbindung:** EDG Kiel (Filiale Berlin)  
 BLZ 210 602 37, Konto 139 300  
**Fotos:** Friederici, Dorothea: Seite 17  
 Hecker, Dieter: Seite 8-9,  
 Klimmt, Jutta: Seite 1, 4-7, 24-25  
 Löwner Gudrun: Seite 10-11  
 Mascher, Elke: Seite 12-15  
 Rodtmann, Hermann: Seite 18-21, 32 (1)  
 Wittwer, Karl-Heinz: Seite 26 (1)  
 und Archiv der Gossner Mission

A 4990 F  
Gossner Mission  
Georgenkirchstr. 69-70  
10249 Berlin



Projekt

## Kinder wollen lernen!

In Naluyanda/Sambia können 50 Prozent der Kinder weder lesen noch schreiben. Weil sie mithelfen müssen, die Familie zu ernähren; weil ihre Eltern das Schulgeld nicht bezahlen können; oder weil die nächste Schule zu weit entfernt ist. Die Gossner Mission baut Vorschulen und eröffnet damit Hunderten Kindern eine Perspektive für die Zukunft.

Auch in Indien, Nepal und Deutschland unterstützt die Gossner Mission gemeinsam mit ihren Partnern Bildungsprogramme.

Bitte helfen Sie mit, Kindern und Jugendlichen Schule und Ausbildung zu ermöglichen. Ein Beispiel: Das Gehalt einer Lehrerin in Sambia beträgt 50 Euro monatlich.

**Schule macht Spaß – und schenkt Perspektive!**

### **Unser Spendenkonto:**

Gossner Mission  
EDG Kiel  
BLZ 210 602 37  
Konto 139 300

### **Kennwort:**

**Bildung**

